

# Kontrollierte Verwahrlosung

**Die Klage von der Krise der Geisteswissenschaften lenkt ab von dem wahren Problem: Der Vernachlässigung der Lehre**

*Von Ulrich Herbert*

Die deutschen Geisteswissenschaften, so klingt es auf und ab, sind am Ende. Von den Universitätsreformen vernachlässigt, durch Bachelor und Master in ein geistesfeindliches Korsett gezwängt, von Bürokratie überwältigt, seien sie aus der ihnen zustehenden, herausgehobenen Stellung an der Universität vertrieben und »zu Fremdlingen im eigenen Haus« gemacht worden. Nicht nur diese Disziplinen seien dadurch akut bedroht, sondern, so beschwören es Ordinarien an Hochschulen und Ordinarien in Redaktionen, die ganze deutsche Universität sei es.

Diese kulturpessimistische Klage hat eine lange Tradition in Deutschland, und wie zu zeigen ist, keine gute. Sie ist aber nicht nur unberechtigt, sie lenkt auch ab von der wirklichen Krise der Geisteswissenschaften: der Vernachlässigung der Lehre.

Die Rede von der »Krise der Geisteswissenschaften« formte sich am Ende des 19. Jahrhunderts. Im Kaiserreich dienten die Geisteswissenschaften als Identitätsstifter und Legitimationsproduzent. Sie besorgten die historische Herleitung des neuen Nationalstaates aus der Tradition des Alten Reiches und schufen mit dem Neuhumanismus das bildungsbürgerliche Leitbild der deutschen Gesellschaft. Damals wuchs den Geisteswissenschaften eine Sonderrolle innerhalb der Universitäten zu, die sie rund hundert Jahre behaupten sollten.

Zugleich sahen sich die Geisteswissenschaftler als Sachwalter der Opposition gegen Materialismus, Entfremdung und Vermassung und den »kalten« Intellekt der Naturwissenschaftler. Das Konzept des »allseitig gebildeten Menschen« sollte das Gegenbild zum technischen Spezialisten werden. Das Selbstbewusstsein der Geisteswissenschaftler nahm zuweilen skurrile Formen an. So lehnte der Romanist Ernst Robert Curtius 1920 einen Ruf nach Aachen deshalb ab, weil er fürchtete, dort vom »Ordinarius für Heizung und Lüftung« mit »Herr Kollege« angedredet zu werden.

Als diese Sonderstellung in den Jahren der Weimarer Republik als bedroht empfunden wurde, reagierten die deutschen Geisteswissenschaftler mit leidenschaftlicher Opposition gegen Republik und kulturelle Moderne. Die Diskriminierung der deutschen Nation durch die Alliierten und die unberechtigte Diskriminierung der Geisteswissenschaften durch die Republik sowie eine auf wirtschaftliche Verwertbarkeit orientierte Gesellschaft wurden als Parallelen und Symptome des Verfalls angesehen. Ein scharfer Nationalismus der professoralen Geisteswissenschaftler war die Reaktion, verbunden mit einer Absage an Liberalismus und Demokratie.

Hier lagen auch die wesentlichen Faktoren für die reibungslose Einpassung der Geisteswissenschaften in den nationalen Staat nach 1933. Zugleich verstummte nun auch die allfällige Rede von der »Krise der Geisteswissenschaften«, wenngleich es sich bald als kapitale Fehlwahrnehmung erwies, dass im Führerstaat die alte Sonderstellung der Geisteswissenschaften wieder erlangt worden sei. Zugleich aber akzeptierten die deutschen Geisteswissenschaftler ohne erkennbare Irritation, dass etwa ein Fünftel ihrer Professorenkollegen und fast ein Drittel aller Hochschulangehörigen aus der Universität aus politischen und rassistischen Gründen vertrieben wurden – trotz des viel beschworenen humanistischen Bildungsideals. Hier ist die alte deutsche Universität mitsamt ihren Idealen zugrunde gegangen. Das muss man den emphatischen Kritikern an den heutigen Universitätsreformen doch entgegenhalten.

### **Geisteswissenschaftler spielen keine Sonderrolle mehr – zum Glück**

Nach 1945 gelang es den personell kaum veränderten Geisteswissenschaften erstaunlich schnell wieder, die Meinungsführerschaft in der Bundesrepublik zu erlangen. Gemeinsamer Anschlusspunkt quer durch die Disziplinen war dabei die Wiederaufnahme der kulturpessimistischen Modernekritik, diesmal erweitert durch die Kritik am Lebensstil des »Amerikanismus« und der Konsumgesellschaft. Dabei erfuhren Historiker, Germanisten und Philosophen in Politik und Gesellschaft breite Unterstützung, die in den alten Sprachen und der Goethe-Ausgabe eine Art rückwirkender Opposition gegen den Totalitarismus erblickte.

Veränderungen brachte erst die Diskussion um die Bildungsreformen, die in relativ kurzer Zeit zu einem gewaltigen Ausbau der Hochschulen führte. Zugleich forcierte eine neue Generation von Wissenschaftlern methodische und fachliche Neuorientierungen. Und noch einmal errangen die Geisteswissenschaften – diesmal zusammen mit den Sozialwissenschaften – eine herausgehobene Sonderstellung in Universität und Gesellschaft, nun aber unter den Vorzeichen der »Demokratisierung«.

Bei allen Unterschieden, die sich politisch zwischen den alten Ordinarien und ihren Nachfolgern der 68er-Zeit ergeben – die Vorstellung von der besonderen Mission der Geisteswissenschaften gegen Ökonomisierung und Moderne hatten beide gemein. Es ist deshalb kein Wunder, dass die schroffe Kritik an der gegenwärtigen Hochschulreform von Konservativen und Alt-68ern gemeinsam ertönt.

Denn nach 1980 verloren die Geisteswissenschaften ihre herausgehobene Position als Demokratisierungswissenschaften oder als Exklusivraum der Gebildeten und Damm gegen Vermassung. Die Ursachen sind vielfältig: die Zunahme der Studentenzahlen von 15 auf 25 Prozent eines Jahrganges, die Pluralisierung der disziplinären Ansätze sowie die Erschütterung gesicherter Kenntnisse etwa durch das Heraufdämmern der Postmoderne. Die geisteswissenschaftlichen Disziplinen wurden zu Wissenschaften unter anderen. Damit zählte auch für sie allein die wissenschaftliche Leistung: in der Forschung, national wie international, in der Lehre, bei der Ausbildung des Nachwuchses.

Mit dieser neuen Situation haben sich viele Geisteswissenschaftler bis heute nicht abfinden können. Nicht so sehr materielle Bedrängungen und zu viele Studierende, sondern der Verlust ihrer privilegierten Stellung als die »eigentlichen« Wissenschaften befeuern die Rede von der Krise der Geisteswissenschaften immer aufs Neue.

Dabei ist bei nüchterner Betrachtung die Lage der geisteswissenschaftlichen Forschung in Deutschland besser denn je: In keinem anderen Land gibt es eine vergleichbare Dichte und Vielfalt von geisteswissenschaftlichen Forschungseinrichtungen. Dazu zählen neben den Fakultäten der Universitäten zwölf Einrichtungen des Bundes, sieben Max-Planck-Institute im engeren, etwa 20 im weiteren Sinne, 14 Leibniz-Institute, etwa 100 Institute der Bundesländer sowie eine nicht genau eruierbare Zahl von Museen für Kunst und Geschichte, deren Summe in Deutschland bei etwa 600 liegen dürfte.

Auch die Qualität der deutschen Forschung ist nach allen Erhebungen sehr hoch. Das Abschneiden deutscher geisteswissenschaftlicher Doktoranden im Ausland, die Präsenz deutscher Forscher an wissenschaftlichen Spitzeneinrichtungen in der Welt, ihre Gutachtertätigkeit und Zeitschriftenrepräsentanz bestätigen diesen Befund. Deutsche Geisteswissenschaftler sind gewiss nicht in allen Disziplinen weltweit führend, aber gewiss nicht in geringerem Maße als die deutschen Naturwissenschaftler. Selbst in der deutschen Öffentlichkeit besitzen die Geisteswissenschaften einen herausragenden Stellenwert, was sich in den Feuilletons der großen Zeitungen ebenso niederschlägt wie in der außerordentlichen Aufmerksamkeit, die Museen und Ausstellungen hierzulande genießen. Historische und kulturelle Themen werden in der Öffentlichkeit in einer Qualität diskutiert, wie dies in kaum einem anderen Lande geschieht.

### **Noch nie gab es so viel Geld für die Forschung wie heute**

Entgegen aller Kritik an der einseitigen Kürzung der Geisteswissenschaften zeigt sich, dass die Fördersummen seit Jahrzehnten stabil sind. Bei der Deutschen Forschungsgemeinschaft sind dies etwa neun

Prozent der ausgeschütteten Gelder. Auffällig ist dabei der hohe Anteil der Geisteswissenschaften bei den sogenannten Koordinierten Programmen, also etwa den Sonderforschungsbereichen. Damit läuft auch die Klage ins Leere, die gegenwärtige Förderpolitik, die auf Kooperation und Interdisziplinarität ausgerichtet ist, gehe an den Interessen von Historikern oder Sprachwissenschaftlern vorbei. Zu diesen Summen sind die Förderungen durch Bund und Länder sowie zahlreiche Stiftungen hinzuzuzählen. Die geisteswissenschaftliche Forschung befindet sich also nicht in einer Krise, eher müsste man von einer nie gekannten Blüte sprechen.

Dieser Befund ändert sich jedoch grundlegend, wenn wir die Lehre hinzunehmen. Zunächst einige Zahlen: Zwischen 1990 und 2003 stieg die Zahl der Studierenden in allen Fächergruppen um 4 Prozent, von 1,3 auf 1,4 Millionen. Die Zahl der Studierenden der Sprach- und Kulturwissenschaften hingegen wuchs um fast 50 Prozent. Die Professorenschaft dagegen blieb gleich groß, die Zahl der Wissenschaftlichen Mitarbeiter und Assistenten schrumpfte sogar.

Das schlägt sich in der Betreuungsrelation nieder: Auf einen Professor kommen in den Sprach- und Kulturwissenschaften mittlerweile mehr als hundert Studenten. Der politisch gewollte Anstieg der Studierendenquote ist in großem Maße durch eine Auffüllung der geisteswissenschaftlichen Fachbereiche bewerkstelligt worden – und zwar fast kostenneutral. Im Effekt hat sich die Zahl der Studierenden pro Professor über die vergangenen 15 Jahre hinweg in diesen Disziplinen nahezu verdoppelt. Dass die besten 25 Prozent unserer Studierenden international weiterhin gut mithalten, ist angesichts dieser Zahlen die eigentliche Überraschung. Dennoch sind die gestiegenen Studentenzahlen nur die eine Erklärung für die Probleme in der Lehre. Die andere liegt in der Lehre selbst.

Das geisteswissenschaftliche Hauptseminar galt lange Zeit zu Recht als akademisches Markenprodukt, und zwar quer durch die geschilderten Zeitläufte. Hier traf der umfassend gebildete und forschend tätige Wissenschaftler auf den humanistisch geschulten Studierenden, der zur Elite seines Jahrgangs gehörte.

Grundprinzip des Hauptseminars war die durchaus fruchtbare Fiktion, dass die Studierenden dem Forscher beim Forschen gewissermaßen über die Schulter schauten. Gleichzeitig ist das Seminar eine Übungsform eigenen Forschens, in dem vorgetragen, gefragt und diskutiert wird, und zwar von allen Teilnehmern. In manchen sehr kleinen Fächern, wo sich eine Handvoll Studenten um einen Professor schart, funktioniert dieses Prinzip noch heute.

In dem Moment jedoch, da die Betreuungsrelationen auf über 1 zu 50 oder – so habe ich es in Hamburg erlebt – 1 zu 140 steigen, muss das System kollabieren. Dieser Zustand ist, je nach Fach und Hochschulstandort, zwischen 1980 und 1995 eingetreten und dauert seither an. Die Folgen sind bekannt. De facto ist aus dem Hauptseminar vielfach eine Vorlesung geworden. Die Beteiligung am Seminarverlauf beschränkt sich für die Studierenden auf die Abhaltung eines mündlichen Referats. Wegen der Überfüllung wird der Vortrag oft in Gruppenform gehalten. Zwar existiert eine für alle Teilnehmer offiziell verpflichtende Vorbereitungslektüre. Da die Einhaltung der Lesepflicht aber in der Regel nicht ernsthaft überprüft wird – übrigens meist mit der Begründung, man wolle doch den selbstständigen, vom Gegenstand begeisterten Studenten und keine »Verschulung« –, wird erstaunlich wenig gelesen. Konkret liegt die tatsächliche Lektüre nach einer anonym durchgeführten Umfrage im Durchschnitt bei etwa 100 Seiten – für das gesamte Seminar inklusive Hausarbeit.

Da auf diese Weise nur wenige vorbereitet sind, besteht das Seminar dann weitgehend aus einer Aneinanderreihung von Vorträgen, denen im Seminar ein Kommentar des Professors und später die Hausarbeit folgen. Diese wissenschaftliche Arbeit kann weder angemessen betreut noch adäquat beurteilt werden. Die Durchschnittsnote bei diesen Hausarbeiten liegt, wie bei den Abschlussexamen auch, bei etwa 1,7.

Diese Beschreibung ist keineswegs ein Zerrbild, sondern zeigt den Alltag an geisteswissenschaftlichen Fakultäten deutscher Universitäten. Natürlich gibt es auch Gegenbeispiele, insbesondere in Seminaren

mit überschaubaren Teilnehmerzahlen. Es gibt akademische Lehrerinnen und Lehrer, die faszinierende Lehrveranstaltungen anbieten. Und die besten 25 Prozent eines Examensjahrgangs sind wie früher ausgezeichnet. Über die unteren 40 oder 50 Prozent aber lässt sich das gewiss nicht sagen.

Bei etwa einem Sechstel der Staatsexamenskandidaten, so ein altgedienter Referendarausbilder und Prüfungsvorsitzender vor einigen Wochen, erreichte das Niveau des Exams kaum den Standard einer Abiturprüfung. Diese Studierenden erhalten demnach eine Ausbildung, in der sie nichts lernen, außer vielleicht: sich mit wenig Aufwand durchzuschlagen. Nicht geringe Teile der akademischen Lehre im Bereich der Geisteswissenschaften sind auf diese Weise, um das bekannte Wort von Dieter Simon hier aufzunehmen, tatsächlich verrottet.

Das zeigt sich auch in einem unausgesprochenen Bündnis zwischen Lehrenden und Lernenden, das vielerorts vorherrscht: Die einen akzeptieren die schlechten Lehrbedingungen und die unzuträgliche Lehrmethodik, die anderen garantieren gute Noten auch bei eigentlich unzureichenden Leistungen. Da aber die Lehre nichts gilt an deutschen Universitäten, da sie nicht überprüft wird (außer durch folgenlose Studierendenbefragungen), da mit sehr guter Lehre niemand Professor wird, mit guten Büchern und schlechter Lehre aber durchaus, ist eine Veränderung dieser katastrophalen Situation nicht zu erwarten.

Hier ist die Krise der Geisteswissenschaften zu verorten, nicht darin, dass diese Disziplinen von einer ökonomiefixierten und geistesfernen Gesellschaft ihres einstigen Ranges beraubt wurden. Neben der politisch motivierten Auffüllung als Hauptursache haben wir Geisteswissenschaftler sie durchaus auch selbst zu verantworten. Haben wir es doch zugelassen, dass die fachlichen Standards in der Lehre immer weiter nach unten gedrückt werden. Da die Zahl der abgehaltenen Prüfungen oft sogar noch in der leistungsorientierten Mittelzuweisung auftaucht und die Studierenden sich nachvollziehbarerweise die Prüfer mit den niedrigsten Anforderungen aussuchen, hat sich ein absurdes System der Belohnung für schlechte Arbeit entwickelt.

Nicht weniger absurd sind manche Versuche der Gegensteuerung: etwa mit scharfen Klausuren, die vor allem eingepacktes Wissen einfordern, jene Methode also, welche bei den Juristen die Lehre wissenschaftlich ruiniert, aber zu hohem Ansehen gebracht hat.

Die Lösung der Misere sieht anders aus. Der wissenschaftliche Unterricht selbst muss sich verbessern. Notwendig ist eine stärkere Einzelbetreuung, die wöchentliche Lektüre, die Anfertigung von ebenso regelmäßigen schriftlichen Arbeiten, die schriftlich korrigiert und mit den einzelnen Studierenden besprochen werden.

#### **Ohne eine intensive Betreuung der Studenten wird sich nichts ändern**

All dies wird in Cambridge, an der ETH Zürich, in Berkeley oder in Tel Aviv, um nur einige Beispiele zu nennen, längst und mit großem Erfolg praktiziert. An der Universität Cambridge liegt das obligatorische Lesepensum im Hauptstudium der Geschichte bei etwa 400 Seiten – pro Woche. Es wird wöchentlich durch schriftliche Ausarbeitung überprüft. Zugleich erfolgt ein individuelles Coaching der Studenten mit entsprechender Lektüre oder Rechercheaufträgen. Der durchschnittliche wöchentliche Zeitaufwand liegt für die Studenten bei etwa 30 Stunden – pro Seminar.

Eine solche Lehre aber setzt eine rabiate Reduktion der Betreuungsrelationen voraus. Nur so wird der Abwärtstrend bei den Leistungsstandards aufgehalten. Dabei spielt es, wie die Erfahrungen an den genannten Universitäten zeigen, nur eine nachgeordnete Rolle, ob eine solche Lehre im Magister oder im gestuften System von Bachelor und Master stattfindet. Vieles spricht sogar dafür, dass die konsekutiven Studiengänge für die Verbesserung der Lehre besser geeignet sind. In jedem Fall taugen sie nicht als Begründung für die offenkundigen Defizite in der Lehre – denn die wurden noch unter den alten Bedingungen geschaffen.

Solange aber ein nicht geringer Teil des geisteswissenschaftlichen Unterrichts weiter als kontrollierte Verwahrlosung erlebt wird, wird weiterhin die Hälfte der Studienanfänger auf der Strecke bleiben, werden die Abschlüsse in den Geisteswissenschaften auf dem Arbeitsmarkt weiter an Wert verlieren. Über die Zukunft der deutschen Geisteswissenschaften wird in der Lehre entschieden.

*Ulrich Herbert lehrt Neuere und Neueste Geschichte an der Universität Freiburg. 2006 leitete er die Arbeitsgruppe »Geisteswissenschaften« des Wissenschaftsrats*